

Die Dill - Erinnerungen an einen Fluss -

von Gerhard Müller

Mit der Dill, die in früheren Jahren - bis 1935 - ganz in der Nähe meines Elternhauses in der Wetzlarer Straße vorbei floss, verbinden sich in meinen Erinnerungen viele abenteuerliche und schöne, aber auch einige tragische und traurige Ereignisse. Der in früheren Jahrhunderten stark mäandrierende Fluss wurde im Laufe der letzten 150 Jahre, besonders in seinem mittleren und unteren Verlauf, sowohl aus Gründen der Neulandgewinnung als auch aus denen des Hochwasserschutzes, stark begradigt und in weiten Teilen zu einer nahezu kanalartig geraden Flussstrecke ausgebaut. Wurde in Meyers Konversationslexikon von 1885 für die Dill noch eine Länge, von der Quelle bei Offdilln am Südosthang der Haincher Höhe bis zur Mündung in die Lahn bei Wetzlar, von 68 km angegeben, so ergibt sich nach neuesten Messungen des hessischen Ministeriums für Umwelt, heute nur noch eine Flussstrecke von etwa 55 km. Die Dill, mit insgesamt sechzehn Nebengewässern der verschiedensten Größen, von denen Haigerbach, Dietzhölze, Schelde, Ambach, Rehbach, Aar, und Lemp, die wichtigsten und auch die am meisten Wasser führenden sind, hat ein Gesamteinzugsgebiet von ca. 718 qkm. Durch den Bau mehrerer größerer Stauwerke am Oberlauf dieser Nebengewässer, Krombachtalsperre, Aartalsperre, aber auch zahlreicher Fischteiche und Kläranlagen mit einer zusammengenommen sehr großen Verdunstungsfläche, ist der Wasserstand am Unterlauf des Flusses in den letzten Jahrzehnten beträchtlich gesunken, was sich besonders in den Sommermonaten und in niederschlagsarmen Jahren bemerkbar macht.



Ehringshausen vor der ersten Dillregulierung etwa 1869. Am äußersten linken Bildrand ist die damalige leichte Holzbrücke zu erkennen

Die erste uns bekannte Begradigung in der Gemarkung Ehringshausen erfolgte in den Jahren 1870/71, als die Dill, noch in ihrem ursprünglichen Bett vom „krummen Ufer“ her kommend, in einer leichten Biegung nach links das damals noch unbebaute Gelände ungefähr an der heutigen Marktstraße und dem Nelkenweg durchfloss. ****In Höhe der jetzigen Volksbank wurde der Fluss, in Linie der Bahnhofstraße, von einer leichten Holzbrücke überspannt. (s. Bild)*** Diese etwa 1840 gebaute Brücke, ursprünglich nur für leichte landwirtschaftliche Transporte ausgelegt, war aber seit 1862 durch den Transport von schweren mit Eisenerz beladenen Pferdefuhrwerken, auf dem Weg zu der neuen Eisenbahnlinie, an die Grenze ihrer Belastbarkeit gestoßen und musste nun durch eine neue und höher belastbare Steinbrücke ersetzt werden. Dieser Brückenneubau, welcher vor der Begradigung der Dill auf trockenem Boden ausgeführt und im Jahre 1871 fertig gestellt wurde und der bis zur Sprengung vor dem Einmarsch der Amerikaner im Frühjahr 1945 Bestand hatte, überbrückte den nun weiter in südliche Richtung verlegten Fluss an der gleichen Stelle, an der sich auch die heutige Brücke befindet. Vor der Flussverlegung lagen Teile des heutigen Sportplatzes, (alter Hartplatz) und der Tuchbleiche noch auf der rechten Seite der Dill. (s. Flurkarte aus dem Jahre 1815).

Etwa 150 m unterhalb der neuen Brücke machte die Dill, bis zum Jahre 1935, eine fast rechtwinklige Biegung nach links, um gleich darauf in einem großen Bogen wieder nach rechts abzubiegen. Dieser Flussabschnitt, der zwischen der Wetzlarer Straße und der heutigen Industriestraße durch die „Bettengärten“ floss, wurde am Ende durch ein Wehr begrenzt von dem der Mühlgraben für die Werdorfer Luther-Mühle abzweigte. Das Wehr führte zu einem etwa 200 m langen und bis zu 2,50 m tiefen Rückstau, der „Bettewoog“ genannt wurde. Das Wasser floss in diesem Bereich langsam und war auch zum Kahn fahren geeignet. Die sich daraus ergebenden Gelegenheiten wurden vor allem von der Jugend wahrgenommen, die den „Bettewoog“ im Sommer zum Baden und Schwimmen und im Winter zum Eislaufen nutzte. Nach Berichten der Ehringshäuser Ortschronik, wurde dort bereits im Jahre 1897 ein Badehaus von einer damals neu gegründeten Badegesellschaft errichtet, welches aber in den Jahren 1905/06 schon nicht mehr vorhanden war. Trotzdem war der „Bettewoog“, wegen seiner relativ großen Wassertiefe und langsamen Fließgeschwindigkeit, ein idealer und beliebter Badeplatz. (s. Bilder) **„Am 29. Mai 1910 ereignete sich abends gegen 7 Uhr ein äußerst betrüblicher Sterbefall. Wilhelm Bender, oberster Schüler der ersten Klasse, Sohn von Schreinermeister Karl Bender, war mit anderen Schülern, Gymnasiasten, baden gegangen und ertrank. Nach vierstündigem Suchen wurde er gegen elf Uhr am Gemehmet aus dem Wasser gezogen.“** (Ortschronik Ehringshausen)



Nachdem in den Jahren 1935/36 die Dill durch den „Reichsarbeitsdienst“ in direkter Linie weiter begradigt und ein neues Bett erhalten hatte, wurde der „Bettewoog“, sehr zum Bedauern der Angler, der Jugend und der Naturfreunde, mit Erde verfüllt und eingeebnet. Um das größere Gefälle des nunmehr begradigten, schnurgeraden und kanalartigen Flussverlaufes auszugleichen, und damit auch die stärkere Strömung zu reduzieren, wurden unterhalb der Brücke im Mittelteil dieses Abschnittes und etwa 150 m voneinander entfernt, zwei Wehre errichtet die aber, aus Gründen der Renaturierung und Durchgängigkeit für Fische, in neuester Zeit wieder zurückgebaut wurden und heute nicht mehr vorhanden sind.



Bild oben: Der Bettewoog als Badeplatz etwa 1910. Auf der linken Seite des Bildes ist der spätere Jagd und Heimatschriftsteller Dr. Hermann Huttel zu erkennen.

Bild links: Der Bettewoog vor dem ersten Weltkrieg, mit den Bettengärten und der damals noch wenig bebauten Wetzlarer Straße im Hintergrund

Baden und Schwimmen



Nach der letzten Dillregulierung 1935/36 gab es nur noch wenige Stellen in der Dill, die tief genug und zum Baden und Schwimmen geeignet waren. Der „Gäulskomp“ unterhalb des „Krummen Ufers“, wo auch die Pferde der örtlichen Bauern ins Wasser gingen, „Klingels Woog“ und ganz besonders „an der Sandbank“ waren die beliebtesten Badestellen. Die schönsten Erinnerungen verbinde ich aber mit dem Badeplatz unterhalb des zweiten Wehres, welcher bei schönem Sommerwetter und besonders an Wochenenden auch am stärksten frequentiert wurde. In diesen Jahren, bis lange nach dem zweiten Weltkrieg, hatten nur wenige Dorfbewohner eigene Badezimmer oder Duschen. Die allwöchentliche Ganzkörperreinigung wurde daher, im Winterhalbjahr und bei kaltem Wetter, meistens in der Waschküche und in einem großen Waschbottich vorgenommen. Während des Sommers konnte man aber, und das galt besonders für die Jugend, das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden

und den Platz im strudelnden, sprudelnden Wasser unterhalb des Wehres, sowohl zur Körperwaschung als auch zum Baden nutzen. Diese zum Schwimmen wenig geeignete Stelle, die auch nur etwa 1,30 – 1,50m tief war, hatte unterhalb des herabstürzenden Wassers auf einer Länge von etwa 4-5 m einen betonierten Untergrund und entsprach damit in etwa dem Nichtschwimmerbecken eines öffentlichen Schwimmbades. Unterhalb des erwähnten Betonbodens fiel der Flussgrund aber auf eine Tiefe von etwa 1,80 m ab, bevor er nach etwa 15- 20 m wieder in flacheres Wasser überging. An dieser tieferen Stelle, die zum Schwimmen einlud, befand sich wenige Zentimeter über der Wasseroberfläche auch ein Sprungbrett Marke Eigenbau. Die Uferregion, die man als Liegewiese nutzte, war für die Jugend auch ein beliebter Treffpunkt. Umkleidemöglichkeiten oder Büsche, hinter denen man Badebekleidung wechseln konnte, gab es an dieser Stelle aber nicht. Das, was Männern kaum Schwierigkeiten bereitete, Badehosen unter den damals üblichen langen Hemden oder einem um die Hüften geschlungenen Badetuch an oder auszuziehen, warf für die holde Weiblichkeit einige Probleme auf. Vor den Augen der zahlreich anwesenden Männer und unter einer Decke einen Garderobenwechsel zu vollziehen, war nicht die Sache jeder Frau. So kamen einige der Damen auf die pfiffige Idee sich einen Bettbezug über Kopf und Körper zu streifen, um quasi unter diesem Zelt ihre Umkleide vorzunehmen. Es entbehrte nicht einer gewissen Komik und führte auch zu mancherlei Erheiterung, wenn diese geisterhaften weißen Gestalten unter ihrem Bettbezug, mit allerlei Verrenkungen und den losen Reden und anzüglichen Bemerkungen der versammelten Männerwelt, ihr Umkleideritual vollzogen.



Bild Oben: Baden am unteren Wehr 1949, die abgebildeten Personen auf dem Bild sind von links nach rechts; Gerhard Müller, Karl Ströhmann, (Ströhmanns Bubi), Gerhard Groß, Helmut Weingarten und Alfred Roos.

Bild unten: Am „Gäulskomp“, wo in früheren Zeiten auch die Pferde der örtlichen Landwirte ins Wasser gingen. Auf dem Pferd „Hullphilipps Kall“ aus der Lempstraße

Das Baden und Schwimmen in der Dill wurde bis Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ausgeübt, bis einerseits, durch vermehrte Installation von Badezimmern im häuslichen Bereich, und andererseits durch den Bau von öffentlichen Schwimmbädern, der Freibadebetrieb zum Erliegen kam. In dieser Zeit wurde, durch die rasante industrielle Entwicklung und die Einleitung von ungeklärten Abwässern, das Baden in der Dill auch zu einem gesundheitlichen Problem. In der Zwischenzeit hat sich aber, durch den Bau und Betrieb zahlreicher Kläranlagen, die Wasserqualität wieder stark verbessert, was auch dem Fischbestand zu Gute kommt. Außer einigen Enten und manchmal auch Hunden, schwimmt heute aber niemand mehr in der Dill.

Die Dill, welche bei längeren Trockenperioden im Sommer, oft nur als ein Rinnsal dahin plätschert und die man, in dieser Zeit und an mehreren Stellen, mit hochgekrempten Hosenbeinen mühelos durchwaten kann, wurde manchmal, besonders im zeitigen Frühjahr und während der Schneeschmelze, zu einer unberechenbaren reißenden Bestie. Wenn bei hart gefrorenem Boden und großen Schneemengen in Rothaargebirge und Westerwald, ein plötzlicher und starker Warmlufteinbruch mit heftigen Regenfällen, zu einem schnellen Abtauen der Schneedecke führte, und der gefrorene Boden das Wasser nicht aufnehmen konnte, kam es nicht selten zur Überflutung des gesamten Dilltales, welche ganze Straßenzüge unpassierbar machte, Hauskeller unter Wasser setzte und manchmal auch zu dramatischen, lebensgefährlichen und tragischen Ereignissen führte. So auch in den späten Nachmittagsstunden des 14. März 1947, als bei starkem Hochwasser mit Eisgang und der Unterspülung eines Brückenpfeilers, die nach den Kriegereignissen wieder instand gesetzte Ehringhäuser Dillbrücke in der Mitte zusammenbrach, und zwei siebzehnjährige, auf der Brücke gehende Mädchen mit sich in die Tiefe riss, die dann in den reißenden und mit furchtbarer Gewalt tobenden Fluten ertranken.



Bilder oben: Die Dill bei Niedrigwasser im Hochsommer, und bei Hochwasser mit Eisgang im März 1947.

Bilder unten: Die Dillbrücke vor dem Zusammenbruch und nach der Zerstörung am 14. März 1947. Auf dem linken unteren Bild ist deutlich der unterspülte und abgesunkene mittlere Brückenpfeiler zu sehen

Historische Fischerei und Fischereigerechsamte

Von dem sagenhaften Fischreichtum der Dill in früheren Jahrhunderten, der auch durch zahlreiche historische Aufzeichnungen und Schriftstücke dokumentiert ist, wurden in meiner Jugendzeit noch viele spannende Geschichten erzählt. Damals, so die Aussagen älterer Dorfbewohner, waren Dill und Lahn noch weitgehend im Naturzustand, noch nicht reguliert, oder wie heute besonders im Unterlauf der Lahn, durch Stauwerke, Turbinen oder hohe Wehre, für aufsteigende Wanderfische unpassierbar geworden. Die Dill galt als eines der besten Lachsreviere Deutschlands. Lachs und Meerforelle konnten ungehindert, über Rhein und Lahn, ihre Laichgründe im Oberlauf des Flusses und in seinen Nebengewässern erreichen, und die Aale stiegen zu Tausenden bis in die kleinsten Bäche auf. Ein bezeichnendes Licht auf diese Verhältnisse, wirft der im Jahre 1665 zwischen dem damaligen Grafen Wilhelm II. von Solms-Greifenstein, und dem Grafen Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg stattgefundene Fischereistreit, der so genannte „Lachskrieg“. Graf Wilhelm von Solms-Greifenstein hatte aus eigenem Ermessen, unterhalb von Edingen an der Schneidmühle, das Wehr erhöhen lassen, sodass die ankommenden Salme nicht weiter im Fluss aufsteigen konnten, und von den Greifensteinern unterhalb des Wehres abgefischt wurden. Nach anfänglichen Protesten seitens des Nassauer Grafen die aber alle nichts fruchteten, **„rückten in der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober 1665 der Oberschultheiß von Herborn und der Kapitän König mit etwa 100 Bewaffneten in die Grafschaft Solms- Greifenstein ein, zerstörten das Wehr, bedrohten den Müller und gaben nach vollbrachter Tat eine Musketensalve ab“**. Daraufhin beschwerte sich Graf Wilhelm bei dem Nassauer und verlangte Entschädigung, welche aber abgelehnt wurde. Nach mehrmaligen vergeblichen Mahnungen, verklagte Graf Wilhelm den Nassauer Grafen beim Reichskammergericht wegen Landfriedensbruch.

Erst am 7. Juni 1669 kam durch Vermittlung des Fürsten Johann - Moritz von Nassau-Siegen und des Grafen Heinrich-Trajektin von Solms-Braunfels in Herborn ein Vergleich zustande, nach dem das Edinger Wehr wieder aufgebaut, aber auf eine geringere Höhe reduziert wurde.

Die Leidenschaft für Jagd und Fischfang, und damit einhergehend auch die Freude und Lust am „Beutemachen“, sind schon seit Urzeiten in den menschlichen (männlichen) Genen festgelegt. Diejenigen unter den urzeitlichen Jägern und Fischern, die das stärkste Wild erlegten bzw. die meisten Fische fingen, standen, weil sie mit ihrer Beute das Überleben des Stammes oder der Sippe ermöglichten, auch in höchstem Ansehen.

Seit dem frühen Mittelalter und den Zeiten des Feudalismus, waren Jagd und Fischweid aber ein Privileg des Adels. Die so genannte „Fischereigerechsamte“, also das Fischereirecht in der Dill, ist erst nach dem ersten Weltkrieg –wahrscheinlich 1921- durch Kauf, vom fürstlichen Hause Solms-Braunfels an die entsprechenden Kommunen an der Dill übergegangen.

Während der Oberlauf der Dill und ihre Nebenbäche zur Forellen oder Äschenregion gezählt werden, gehört sie in ihrem mittleren und unteren Verlauf zur Barbenregion.

Das heißt; in diesem Bereich, mit Kiesbänken und schnell fließenden Passagen, den so genannten „Rollen“, aber auch ruhigen tieferen Stellen, welche „Woog“ genannt werden, ist die Barbe neben einigen Weißfischarten wie Döbel (Mihn) und Rotauge der Hauptfisch. Aber auch Hecht, Aal, Schleie, und Barsch kommen vor, daneben auch zahlreiche Kleinfischarten wie Gründling und Elritze. Allerdings ist der Übergang fließend, es gibt in der Barbenregion, neben der rot gepunkteten Bachforelle, auch die aus Fischteichanlagen bekannte Regenbogenforelle. Im Gegenzug steigen Döbel und Hecht bisweilen auch in Teile der Forellenregion auf.



Die Sport oder Angelfischerei

Die Bezeichnung „Sportfischen“, für das Fischen mit der Angelrute und zur Unterscheidung von der Berufsfischerei, kommt vermutlich aus England. Dort galten, in der vornehmen englischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, nur drei Aktivitäten der „upper-class“ als Sports; nämlich „hunting, sailing, fishing“, also jagen, segeln und fischen. Alles andere waren „games“ = Spiele, und für die reichen, versnobten englischen „Sportsmen“ nicht „gentlemanlike“. Allenfalls wurden noch Cricket und Tennis akzeptiert. Unter „hunting“, verstand man nicht etwa die Jagd mit Pulver und Blei, sondern die Parforcejagd zu Pferd hinter der Meute, wobei meist ein Hirsch zu Tode gehetzt wurde. Diese Parforcejagden werden, in ähnlicher aber humanerer Form, bei den so genannten Fuchsjagden, auch heute noch praktiziert. „Fishing“ war das Fischen mit der Angelrute, oft auch in Schottland und Irland und vorwiegend mit der künstlichen Fliege auf Forelle und Lachs.



Meine persönlichen Erinnerungen an die Fischerei in der Dill, beziehen sich in etwa auf den Zeitraum von 1938 bis 1952, also die Zeit nach der letzten „Dillregulierung“. An den „Bettewoog“, der bis 1935/36 etwa 100 m an unserem Grundstück vorbei floss, habe ich aber nur noch eine frühkindliche, im fernen Nebel verschwimmende Erinnerung. Mein Vater hatte seit 1936, von der Gemeinde Ehringhausen, die Fischereiausübung in der Dill von der Dillheimer Grenze vor dem „krummen Ufer“, bis zur Werdorfer Grenze an „Klingels Woog“ gepachtet. Neben meinem Vater als Hauptpächter, waren in dieser Zeit noch der spätere Rektor Hans Watz und der damalige Bürgermeister Heinrich Nell (rauhe Nells Heine), Nebenspächter und damit Fischereiausübungsberechtigte. Die Dill war zu dieser Zeit,



vor und während des zweiten Weltkrieges, immer noch ein fischreicher Fluss. Selbst nachdem von amerikanischen Soldaten 1945 praktizierten „Fische schießen“, wobei mit Sprengpaketen ganze Flussabschnitte leer geräumt wurden, erholte sich der Fischbestand relativ schnell. Die Fischerei wurde vorwiegend als Sportfischerei mit der Angelrute ausgeübt. Diese (die Handangel), bestand in den meisten Fällen aus einer einfachen Bambusrute mit dünner Spitze. Die gedrehte Schnur, welche man vor dem Wurf, ähnlich wie bei der heutigen Fliegenfischerei, mit der Hand abziehen musste, befand sich auf einer einfachen Kurbelrolle. Glasfiberruten, Kunststoffschnüre und Spindelrollen, wie sie in späteren Jahren in Gebrauch kamen, gab es in dieser Zeit noch nicht. Meine erste Angelrute habe ich mir selbst aus einer 2-3 m langen schwippigen Haselnussgerte zusammen-

gebastelt, indem ich diese von der Rinde befreit und mit Leinöl eingepinselt hatte.

Mit selbst konstruierten, zusammen gebogenen Drahringen, Isolierband und einer gebrauchten Heftpflasterrolle, an die ich mir eine Halterung und ein kleines Metallstück als Kurbel anlöten ließ, war eine Angelrute fertig mit der ich in den folgenden Nachkriegsjahren viele Fische, meist Döbel (Mihn), Rotaugen und Barben, aber auch einige schöne Forellen und Aale gefangen habe.

Mein Vater hatte sich, allerdings schon vor dem Krieg, eine etwas bessere Angelrute für den Hechtfang gekauft, die, wegen der größeren Steifigkeit und Festigkeit, in so genannter Schichtbauweise aus dünnen Holzstreifen zusammengeleimt war (gespleist), welche an ihrem Ende ein Griffstück aus Kork hatte und an der eine größere Kurbelrolle mit Übersetzung, Bremse und Knarre angebracht war. (s. Bild)

Als Köder dienten bei der Grundfischerei auf Friedfische und Aale vorwiegend Tauwürmer, aber auch kleine gekochte Kartoffelstücke, selbst hergestellter Teig und tote Köderfische kamen zum Einsatz. Der Fang von Köderfischen, meist Gründlingen (Grasse) oder Elritzen, geschah sowohl mit der Handangel als auch mit der Senke, einem kleinen Hebnetz von einem Quadratmeter Größe. Die besten Fanggründe für Köderfische waren entweder im so genannten Lempkomp, der Einmündung der Lemp in die Dill oberhalb der Brücke, oder unterhalb des Wehres, wo das herabstürzende Wasser sich drehte und eine Gegenströmung bildete. Dabei hatte man manchmal auch das Glück einen größeren Fisch zu fangen. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, dass ich eines Abends beim Fang von Köderfischen mit der Senke, im strudelnden und sauerstoffreichen Wasser unterhalb des Wehres, innerhalb von fünf Minuten neben einigen Gründlingen und Elritzen, auch zwei große Barben von jeweils etwa vier Pfund Gewicht herausholte, während mein Vater und zwei weitere Männer, die den ganzen Nachmittag mit der Angel gefischt hatten, leer ausgingen

Besonders beliebt war schon immer, neben dem Fang von Friedfischen, die Fischerei auf Raub und Edelfische, also auf Aal, Bachforelle und Hecht. Da der Aal ein nachtaktiver Fisch ist und man tagsüber, mit der Angelrute und bei normalem Wasserstand, nur ganz selten einen dieser lang gestreckten, heimlichen und geheimnisvollen Fische an den Haken bekam – nur nach heftigem sommerlichen Gewitterregen und trübem Wasser, war dies öfters der Fall – war der nächtliche Aalfang ein besonders reizvolles Abenteuer. Man bediente sich dabei neben der Angelrute, auch einer so genannten Aalschnur, welche anderen Orts wegen ihrer Bestückung mit mehreren Haken, auch Paternosterangel genannt wurde. Das war eine etwa 8-10 m lange Schnur oder Leine, ähnlich einer Maurerkordel, von der im Abstand von etwa 2 m normale Angelschnüre von etwa 50 cm Länge abzweigten. An jeder dieser Angelschnüre wurde nun ein langschenkligiger spezieller Aalhaken angebracht und mit einem Regenwurm oder einem toten Köderfisch bestückt. Während man nun das hintere Ende dieser Aalschnur an der Uferböschung an einem etwa 40 cm langen, in die Erde geschlagenen Holzpflock festband, wurde das vordere Teil mit einem dickeren Stein beschwert und schräg zur Strömung in den Fluss geworfen.



Das alles geschah meist in der Abenddämmerung. Man hatte nun die Wahl, entweder draußen zu bleiben und einige Stunden zu warten, oder sich zu Hause ins Bett zu legen.

Allerdings musste man, möglichst vor der Morgendämmerung, die ausgelegten Aalschnüre wieder einholen, weil der inzwischen am Haken hängende Aal die fatale Neigung hatte, sich durch ständiges Drehen und Winden vom Haken zu befreien. Wenn man Pech hatte waren zwar keine Aale mehr am Haken, hatte aber stattdessen einen Wust zusammengeballter, ineinander verschlungener, schleimiger Schnüre und Leinen, die man zuhause wieder mühselig auseinander pusseln musste. Hatte man aber Jagd bzw. Fischglück, so bemerkter man dieses schon beim Einholen der Leine durch starken Widerstand und heftiges Rucken und Ziehen.

Die gefangenen, glitschigen und sich windenden Aale, wurden, weil man sie in der Dunkelheit nicht vom Haken befreien konnte, samt Schnur in einen Kübel mit Deckel verfrachtet und erst bei Tageslicht getötet und vom Haken gelöst. In früheren Zeiten wurden, auch von Berufsfischern und an fast allen mit dem Atlantik in Verbindung stehenden Flusssystemen, mit dieser oder ähnlicher Methode Aale gefangen. Diese Art der Fischerei mag, aus heutiger Sicht, wenig sportiv oder fischgerecht gewesen sein, hat aber in den Jahren 1946/47, als es viele Aale gab, unserer und auch einigen anderen Familien mitgeholfen, die Hungerjahre nach dem zweiten Weltkrieg zu überstehen. In früheren Jahrhunderten wurde der Aal, in unserer Gegend und von großen Teilen der ländlichen Bevölkerung, als Speisefisch wenig geschätzt. Das lag einerseits daran, dass über den Aal, heute besonders in geräuchertem Zustand eine teure und begehrte Delikatesse, damals die tollsten Schauermärchen erzählt wurden. Dass er sich nachts in Erbsenfelder begeben, Aas und das Fleisch von Kadavern fresse, und sich im Körper von Wasserleichen oder in versunkenen Tierschädeln aufhalte. Diese Schauermärchen werden durch literarische Erzählungen, obwohl völlig falsch und widersinnig, auch heute noch verbreitet. - s. Günther Grass „Die Blechtrommel“. - Zum anderen wirkten auch das gestreckte, schlangenähnliche Aussehen, die sich windenden und schlängelnden Bewegungen, und die glitschige und schleimige Außenhaut des Aales, auf manche Menschen Ekel erregend und abstoßend.

Nach dem Verschwinden des atlantischen Lachses (*Salmo salar*), war der Hecht der größte Fisch in der Dill. Weil dieser große Raubfisch auch ein guter Sportfisch ist, d.h. sich beim Fang mit der Angel tüchtig wehrt, war jeder Sportfischer bemüht einen möglichst kapitalen Hecht an den Haken zu bekommen. Dazu benutzte man – die Fischerei mit Blinker und Spinner wurde in früherer Zeit in der Dill kaum ausgeübt- eine schwerere und steifere Angelrute, die auch mit einer etwas stärkeren Schnur versehen war, und auf die man einen dicken rotköpfigen Korkschwimmer aufgezo- gen hatte. An das vordere Ende der Schnur wurde ein Vorfach aus dünnem Stahldraht mit einer Schlaufe angebracht an der wiederum ein Dreifachhaken ein so genannter Drilling befestigt war.

Nun wurde einem Köderfisch, meistens ein Gründling oder ein kleiner Weißfisch, ein Haken des Drillings direkt unter der Rückenflosse durch die Haut gezogen. Dann wurden mit der Angelrute Köderfisch, Schnur und Schwimmer, am besten an einem Gumpen (Komp), das ist eine ruhige tiefere Stelle wo das Wasser langsam fließt, sich dreht und eine Gegenströmung bildet, zu Wasser gelassen oder durch einen platzierten Wurf an eine Stelle gebracht, wo man einen dieser großen Räuber vermutete. Der Köderfisch versuchte nun seiner Gefangenschaft zu entfliehen, pumpte



auf und ab und schwamm, den Schwimmer hinter sich herziehend, auf Schilf und Binsfelder oder überhängende Büsche in der Uferzone zu, wo auch der Hecht stand und auf Beute lauerte.

Aufpassen musste man allerdings, dass der Köderfisch nicht unter halb versunkene Äste oder angeschwemmtes Holzteile geriet. In diesem Fall gab es „**einen Hänger**“ und Vorfach Haken und Köder waren in den meisten Fällen verloren. Nahm aber ein Hecht den Köderfisch und „**biss an**“, was an dem plötzlichen und ruckartigen Untertauchen des Schwimmers erkennbar wurde, begann mit Herzklopfen und hoher Pulsfrequenz, den bekannten Symptomen des Jagdfiebers, die eigentlich spannendste und aufregendste Phase. Man musste nun, - das war Gefühls und Erfahrungssache- etwa 1-2 Minuten warten, bis der Raubfisch den Köder im Maul gedreht hatte und dann den Anhieb setzen. War es ein großer Hecht und der Drilling hatte sich, im Zahnbewehrten, knochigen und dem einem Entenschnabel ähnlich sehenden Maul des Fisches, fest verankert, begann ein Kampf, der, je nach Größe der erhofften Beute, eine halbe Stunde und länger dauern konnte. Immer wieder versuchte der Fisch unter überhängende Äste, oder in Schilf und Binsen zu entkommen. Wäre ihm das gelungen so wäre er, wie der Volksmund sagt, im wahrsten Sinne „**durch die Binsen gegangen**“, abgerissen und damit für den Angler verloren gewesen.

Durch abwechselndes Schnur geben (Leine lassen) oder wieder einziehen, wurde der Hecht ermüdet, bis er nach einiger Zeit, halb auf der Seite liegend, herbeigezogen und mit einem Kescher an Land gebracht werden konnte. **Petri Heil.**

Sehr große Hechte, wie sie in der langsamer fließenden und tieferen Lahn öfter gefangen wurden, oder wie in großen Seen, hat es in der Dill jedoch nur selten gegeben. Allerdings wurden, bei abendlichen Stammtischen und von älteren Anglern, wahre Wunderdinge aus früheren Zeiten berichtet, von gefangenen Riesenhechten die angeblich 30 Pfund und mehr auf die Waage brachten und von großen Barben welche mehr als 10 Pfund wogen. Mir fiel bei diesen Gesprächen aber auf, dass proportional mit der Menge des genossenen Bieres und der zahlreichen Schnäpse, auch die Fische immer größer und schwerer wurden. Der schwerste Hecht, der in meinem Beisein von meinem Vater an „Klingels Woog“ gefangen wurde, wog 6.400 gr. also knapp 13 Pfund, und es dauerte fast eine halbe Stunde bis der kapitale Bursche seinen Widerstand aufgab und mit dem Kescher aus dem Wasser gehoben werden konnte. Weil der Hecht im Frühjahr in flachen, mit Kraut bestandenen Uferzonen, und auf überschwemmten Wiesen seinen Laich ablegt, es aber durch die ständigen Flussregulierungen, Begradigungen und Uferverbauungen, kaum noch natürliche Laichplätze gibt, ist auch in der Dill eine normale Hechtpopulation kaum noch möglich. Der Bestand an Hechten musste daher schon vor dem zweiten Weltkrieg durch Besatzmaßnahmen reguliert werden.



Netzfischerei und Abfischen.

Das alljährliche so genannte Abfischen mit Netzen, welches im Fischerei-Pachtvertrag ausdrücklich festgeschrieben war, wurde meistens an einem Hochsommerwochenende und bei niedrigem Wasserstand durchgeführt. Dazu wurden einige altbekannte Netzfischer aus Ehringhausen eingeladen. Karl und Wilhelm Kimpel, Heinrich Zell (Zells Dicker) aus der Lempstraße, Peter Beyer, der Schneidermeister vom Bahnhof, dessen zweitgrößte Leidenschaft die Fischerei war, und Heinrich Gnade aus Kölschhausen (Gnades Heine) ein geborener Ehringhäuser, der mir viele die Fischerei betreffende Tricks und besonders auch die Kunst des „Fischgreifens“ beigebracht hat. Dazu noch einige andere bekannte Netzfischer und am Fischfang interessierte, deren Namen ich aber vergessen habe.

Zu diesem Zweck musste ich im Laufe der Vorwoche die betreffenden Männer benachrichtigen. „**Aich soll ach soah, doass mer itz uom Sonndoag oabfische woll, woann ihr mit gieh wollt sollter Beschahd soah.**“ Ich soll Euch sagen, dass wir am kommenden Sonntag abfischen wollen, wenn Ihr mitgehen wollt, sollt ihr Bescheid sagen“. Die meisten der angesprochenen Männer sagten spontan zu, gab doch der in jedem Fall zu erwartende Fang, auch die Möglichkeit zur Bereicherung des in diesen Jahren äußerst mageren Speisezettels. Die Netzfischer zogen, bevor sie ins Wasser gingen, alte Straßenkleidung und alte Schuhe an und hängten sich an einem Strick einen Kartoffelsack mit der Öffnung nach oben, ähnlich wie bei der Apfelernte, schräg über die Schulter. Das entsprechende Fanggerät war ein Hebenetz von etwa 4 qm Größe, welches von zwei stärkeren Hasel oder Weidenbügel gespannt wurde und die an ihrem oberen Kreuzungspunkt zusammen gebunden waren. An diesem Kreuzungspunkt wurde auch die einer Bohnenstange ähnlich sehende Hebestange befestigt. Das Netz hatte an zwei Seiten eine etwa 25-30 cm hohe und an den Bügeln festgebundene Seitenwand, an den beiden anderen Seiten war es aber offen.

Die Maschengröße dieses im mittelhessischen Dialekt „**Goarn**“ – d.h. Garn genannten Netzes - Mehrzahl „**Gärner**“-, lag bei relativ großen 2,5 X 2,5 cm, sodass kleinere Fische durch die Maschen schlüpfen konnten und nicht mit aufgehoben wurden.

Anfangen mit dem Abfischen wurde am frühen Morgen zwischen 6 und 7 Uhr, und meistens am oberen „Klingels-Woog“ vor der „Rolle“ zur „Sandbank“ hin. Die tieferen Stellen der Dill, wie der untere „Klingels-Woog“, die Stelle unterhalb des Wehres oder der „Gäulskomp“, konnten, weil die Netzfischer bis an den Hals im Wasser gestanden hätten, nicht abgefischt werden. Auch auf den so genannten „Rollen“ war die Netzfischerei wegen vieler großer Steine nicht möglich. Gefischt wurde stets von unten nach oben gegen den Strom, wobei meistens vier bis fünf Fischer leicht versetzt nebeneinander standen und so die gesamte Flussbreite abdeckten. In einer Entfernung von etwa 80-100 m oberhalb der Netzfischer wurde die Dill durch ein Stellnetz abgesperrt. Wir Buben und auch einige Erwachsene, mussten nun, vor den Netzen und durch stochern unter den überhängenden Ufern, sowie durch Planschen und Wassertreten die Fische auf die mit der Öffnung nach oben aufgestellten Netze treiben. Die Netzfischer, die an der Hebestange eine leichte Erschütterung spürten wenn die Fische auf das Netz schwammen und mit den Köpfen gegen die aufgestellten Seitenwände stießen, hoben das Garn aus dem Wasser und stellten die Hebestange in die Senkrechte.

Sodann ergriffen sie die auf dem Netz befindlichen Fische und steckten sie kopfüber in den über ihrer Schulter hängenden Sack.

Manchmal, wenn einer der Fischer einen Zug Barben oder einen Schwarm Rotaugen erwischt hatte, waren so viele Fische auf dem Netz dass er das Garn, welches durch das hohe Gewicht in der Mitte durchhing und dessen Bügel zu brechen drohten, nicht völlig aus dem Wasser heben konnte. In diesem Fall hielten zwei Männer das Netz an den beiden Bügeln fest, und wir „Fischtreiber“ mussten in das planschende, um sich schlagende Gewimmel der sich noch



halb unter Wasser befindlichen Fische greifen, um sie einzeln an Land zu befördern, wo sie von den dort versammelten Leuten aufgenommen, durch einen Schlag auf den Kopf getötet und in einem großen Waschbottich gesammelt wurden.

Bei dem Spektakel des Abfischens waren immer viele Schaulustige, Jugendliche und Kinder zugegen sodass es an Helfern nicht mangelte.

Wenn der Sack über der Schulter des Fischers zu schwer wurde, also genügend Fische darin waren, ging er an Land und leerte ihn aus. Langsam arbeitete man sich flussaufwärts bis an das Stellnetz vor, welches dann eingezogen wurde und in dem sich in der Regel auch einige, manchmal auch viele Fische gefangen hatten, und das Ganze begann an einem neuen Flussabschnitt wieder von vorne. Die am meisten gefangenen Fischarten waren Döbel (Mihn), Rotaugen und Barben, aber auch eine Anzahl Barsche und Schleien waren dabei. Seltener gefangen wurden Forelle, Aal und Hecht.

Nach meinen Erinnerungen, wurden bei diesen „Fischzügen“, gute Bedingungen wie niedriger Wasserstand und sonniges Wetter vorausgesetzt, damals etwa drei bis fünf Zentner Fische gefangen und in großen verzinkten Waschbottichen von meinem Vater im Auto abtransportiert.



„Zells Dicker“ mit einem Hecht nach dem Abfischen an „Klingels-Woog“

In unserer Waschküche wurde am Abend nach dem „Abfischen geteilt (gedaalt). Zu diesem Zweck wurde „gehäufelt“ d.h. ein Teil der Fische – die Größten und Schönsten - wurden nach Stückzahl oder Gewicht in einzelne Portionen, in der entsprechenden Anzahl der am „Fischzug“ beteiligten Personen aufgeteilt. Dabei kamen auf jede Fischportion und nach möglichem Fangergebnis, auch ein oder zwei Edelfische, Forelle Aal oder Hecht. Sodann wurden diese Fischportionen unter den teilnehmenden Pächtern und Fischern nach einem besonderen System ausgelost. Der größere Teil der gefangenen Fische wurde aber unter den Helfern und „Mitläufern“ bzw. unter den Nachbarn und anderen Interessenten aufgeteilt.

Weil es im privaten, häuslichen Bereich in dieser Zeit noch keine Gefriertruhen oder sonstige Kühlmöglichkeiten gab, und die leicht verderblichen Fische daher möglichst bald verbraucht werden mussten, wurden in unserer Familie nach diesen „Fischzügen“, meist mehrere Fischmahlzeiten hintereinander zubereitet, was für einige Tage auch einen intensiven Fischgeruch im gesamten Hause nach sich zog. Die meisten Döbel und Rotaugen wurden, nachdem man sie geschuppt und ausgenommen hatte, in Stücke geschnitten, gesalzen und mit Mehl bestäubt in der Pfanne gebraten.



Eine Flurkarte aus dem Jahre 1815, welche den damaligen Flussverlauf der Dill zeigt.

Der Genuss dieser wirklich gut schmeckenden, knusprig gebratenen Weißfische und Barben, wurde nur durch ihren hohen Grätenanteil getrübt. Daher wurde, nach einer damals gebräuchlichen Konservierungsmethode, ein Teil der gebratenen Fischstücke, wie auch bei den bekannten Bratheringen üblich, sauer eingelegt. Mit Essig, Lorbeerblatt, Pfefferkörnern, Salz, Dill und weiteren Gewürzen, wurde ein Sud zubereitet, in der die Fischstücke einige Zeit haltbar blieben.

Ein willkommener Nebeneffekt dieses Verfahrens bestand darin, dass die kleineren Fischgräten nach einigen Tagen in dieser Marinade so weich geworden waren, dass man sie ohne Gefahr mitessen konnte.

Etwas anders gestaltete sich die Zubereitung der mit nur wenigen Gräten behafteten Forellen. In diesen Jahren, als bei uns Forellenteiche oder Aquakulturen noch weitgehend unbekannt waren, kam der Verzehr einer frisch gefangenen Bachforelle aus der Dill, fast schon einer Art Luxus gleich. Die entweder als „Forelle blau“ oder nach Art der „schönen Müllerin“ zubereiteten Fische, mit Petersilienkartoffeln und zerlassener Butter, konnten einem wahrlich „das Wasser im Munde zusammen laufen lassen“.



Am oberen „Klingels Woog“ 12. Januar 2009 (Foto: G. Müller)

Quellen:

Heimatbuch der Dorfgemeinde Ehringshausen Band 2 – 1962 Seite 1 Zeilen 25-28. Seite 2 - kursiv

*** H. Himmelreich „Einiges von der Fischerei in früheren Zeiten“ in lieb Heimatland 1925 Seite 5 – kursiv*

Gerhard Müller : Eigenes Archiv